

Niederdeutsches Heimatblatt

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“

Nummer 3

April 1939

Und wieder lodern die Osterfeuer!

Osterabend ist es wieder. Die Dämmerung senkt sich über das kleine Dorf und den Hügel in seiner Nähe, auf dem wir den Anbruch der Nacht erwarten. Schwarze Schatten breiten sich über die Landschaft. Da plötzlich flammt es von einem der benachbarten Hügel auf. Flammenschein schießt empor. Und auch in der Umgegend wird es hell. Feurige Kränze glimmen in dunkler Nacht auf: Osterfeuer sind nach uraltem Brauch unserer Altvordern entzündet.

Unvernunft und Unverstand haben es der alten schönen Sitte des Osterfeuerabbrennens schwer gemacht, sich durch das Mittelalter bis in die Gegenwart zu retten. Wie so vielen Überlieferungen, die ihre Wurzeln tief im Geistesleben germanischer Vorzeit hatten... Falscher Pastoreneifer und Polizeivorurtheile haben ihnen hart zugesetzt. E. M. Arndt hatte schon recht mit seiner Mahnung: „Scheue dich nicht, auch das zu schonen und zu schützen, was viele kluge Torheit, Vorurteil, Aberglaube schelten, wenn es nur Glaube, Liebe, Hoffnung auf Erden nährt und lebendig erhält“.

Wie verständnislos stand man oft den Volksbräuchen gegenüber! Unter dem mit alten Sprüchen und Liedern zusammengetragenen Reifig mußte immer etwas heimlich „Gestohlenes“ sein. Im Herzogtum Braunschweig wurde nach einer Mitteilung von Professor H. Sohnreß die Entwendung von einer Handvoll Holz zum Osterfeuer aus einem eingefriedigten Garten einst als „ein schwerer Diebstahl“ mit drei Monaten Gefängnis geahndet. Aber dennoch leuchteten am Osterabend heute die Feuer oder — wie man in Hamburg früher sagte — der „Hilkebrand“ oder „Hilkebrand“ wie in der alten Zeit. Schon die zahlreichen Osterfeuer — oder Paßberge — in unserer Gegend z. B. bei Altenwalde, Langen und Bremervörde sind ein Beweis dafür, mit welcher trohigen Zähigkeit unsere Vorfahren gegen alle Anfeindung und Abwehr an ihren althergebrachten Bräuchen und Anschauungen festhielten.

Gewiß soll zugegeben werden, daß mancherorts sich Überwucherungen, Unzuträglichkeiten und unwillkürlicher Unfug der schönen Sitte beimengten. Aber deswegen brauchte man nicht das Kind mit dem Bade auszusütten. Im Jahre 1882 mußte im Kreise Blumenthal eingeschritten werden, weil die Kinder sich angeblich mit Weizen Ähren spielen, daß hier u. Keldrain, an die Pflichten

machten. Der Amtmann bedrohte daraufhin die Eltern der beschuldigten und überführten Kinder mit einer Geldbuße von fünf Talern. Im Jahre 1702 wurden die Prediger des Oldenburger Landes aufgefordert, von den Kanzeln einen scharfen Erlaß gegen die Osterfeuer zu verlesen und dann über die Wirkung einen Bericht einzusenden. Der Pastor von Elßleth konnte mitteilen, daß er pflichtgemäß am Vormittag gegen den Molochdienst der Feuer gewettert habe, daß er „aber abends druff sehen müssen, daß das Osterfeuer pompöser gebrennet wurde“. Und so mag es überall gewesen sein.

Man wird volles Verständnis dafür aufbringen, daß eine wohlweise bremisch-verdische Regierung im Jahre 1776 verfügte, daß hinfür alle diejenigen, „die sich vollsaufen, Lermen, Tumult und Unordnung machen“ sofort vor das Gericht gebracht werden sollten. Aber von völliger Verständnislosigkeit gegenüber den Volkstumswerten zeugt es doch, wenn in Bausch und Bogen bestimmt wird: „Wenn jemand das verbotene höchst ärgerliche Fastnachtsweifen, Osterfeuer, Mahgräffschaft, Ringen und Fensterbier wieder einzuführen sich erdreisten sollte, so sind die dabei Interessierte nicht mit Geld, sondern mit Gefängnis-Strafe zu belegen“.

Uebereifrige Diener des christlichen Glaubens wollten mit der Sitte auch die Beziehungen zu heidnischen Anschauungen untergraben. Allerdings war die Einstellung der Kirche in der frühmittelalterlichen Zeit eine versöhnlichere und — klügere. Von Priestern wurde vor der Kirche das Feuer mit Stahl und Stein entzündet. Man nahm dazu die dünnen Kränze und zerfallenen Kreuze des Friedhofes, segnete die Flamme und entfachte an ihm die Osterferze. Die glühenden Rohlen oder Spänen zündete man dann zu Hause das Herdfeuer an. Daneben leuchtete das weltliche Osterfeuer am Abend weit ins Land und beschien die Fluren; denn so weit der Lichtschein reichte, so weit wurden die Acker und Wiesen mit Fruchtbarkeit gesegnet. Bei dieser „unchristlichen“ Handlung wurden auch Tiere, Has, Knochen und Puppen, die den Winter darstellen sollten, in die Flammen geworfen, und gerade diese Reste und Ueberbleibsel alter Glaubensanschauungen waren es, die man mit den Verboten treffen wollte.

Dem gesunden Sinn unseres Volkes aber ist es zu danken, daß nun nach Jahrhunderten noch uralte Ault-irreste weiterleben. Der unehorhäch-

sche Volkskundler und Pastor Heinrich Hoops sieht die Verhältnisse im rechten Lichte, wenn er schreibt: „Glücklicherweise hatten all die törichten Maßnahmen, bei denen man nur die Bekämpfung eingerissenen Unwesens billigen kann, keinen Erfolg; die schöne Sitte erwies sich als zu tief eingewurzelt und mächtig. Sie hat auch die Verbote der letzten feuerungsarmen Kriegsjahre überdauert und wird hoffentlich bis in späte Jahrhunderte Kunde geben von dem poesievollen Natursinn unseres Volkes.“

Das ist ein rechtes Wort am rechten Blase. Wo sonst all die Maßnahmen zum Schutze der Natur, wenn leichtfertig der Sinn der Menschen für die kräftespendende Natur unterbunden wird? Die alten schönen Sitten und Bräuche sind eine Verklärung des Alltags, und deswegen wollen wir alle — ob jung oder alt — uns freuen, wenn am Overtage die Feuer von den Deichen und Geesthöhen weit ins Land leuchten, die Herzen mit warmem Schein erfüllen und neue Hoffnung auf den Lenz mit seinem frischen Grün und seinen duftenden Blumenkindern ins Menschenherz senken.

J. J. C.

„Sogar die Malers...“

Der bekannte Maler und Graphiker Friedo Witte malte am Spätnachmittag eines schönen Sommertages einen alten Ziehbrunnen, der ein interessantes Motiv bot, weil er sehr verfallen war. Der lange Zugballen war gebrochen, über die Bruchstelle war ein zweiter Balken gelegt und mit einer Eisenkette an dem alten befestigt. Der Besitzer des Brunnens war wegen seines Geizes und seiner Unordentlichkeit bekannt. Als Witte im besten Malen war, kam der Bauer häufig heran, von weitem schon mit dem Stöckle drohend. Er stellte sich hinter den Maler, warf einen Blick auf das Bild und sagte barsch: „It will dat nich hebben.“ — „Ja, worüm denn man nich?“ — „Dat ward utnüt. It heff de Bewiesens in de Hannen.“ Eiligst ging er ins Haus und kam mit einer Postkarte wieder, die er ohne ein Wort dem Maler reichte. Der sah darauf die Verwirklichung seiner eigenen Radierung, eine verfallene, windschiefe, höchst malerische Scheune desselben Bauern. Darunter war geschrieben: „Deine Gebäude sind so r...“, daß sogar die Malers Br.

Kleiner Bruder des großen Roland

Modell der Prager Rolandsäule in Bremen

Schon mancher Besucher des Rosellus-Hauses in Bremen mag das kleine Werk übersehen haben, das sich im Oberlichtsaal des Rosellus-Hauses befindet. Wer hier die Abbildung zum erstenmal sieht, wird sie zunächst — nicht ohne Grund — für die Aufnahme eines wohlplastischen Wertes halten.

Der Aufbau des wohlproportionierten Stückes trägt unbedingt monumentalen Charakter, und die ganze Schönheit seiner Verhältnisse kommt erst bei einem schrägen Aufblick voll zur Geltung. Erst dann erfassen wir den eckantigen Säulenstumpf mit der wuchtigen runden Basis und der übergreifenden Deckplatte, auf der elf gotische Wappenschilder mit verschiedenen Hausmarken herausgemeißelt sind, in seiner wahren statischen Bedeutung, als Sockel für den weiteren Aufbau, der sich nach oben immer mehr verjüngt. Auf diesem Sockel ruht ein vieredriges Zwischenglied, das, mit drei gotischen Fensterformen in Flachrelief auf jeder Seite verziert, oben von einer profilierten Platte abgeschlossen wird. Darüber erhebt sich ein hoher, vierkantiger Pfeiler, dessen Flächen, von einer einfachen Rahmenleiste umgeben, je ein figürliches Relief unter Maßwerfbefriedung schmückt. Ueber einem durchlaufend ornamentierten Streifen lehrt dann dieselbe profilierte Deckplatte wieder. Dieser reich gegliederte Unterbau trägt, auf eigener Standplatte, die Figur eines Ritters in der Rüstung des 15. Jahrhunderts. Stand- und Spielbein sind klar unterschieden; sein rechter Arm stützt sich auf das lange Schwert, der linke ruht auf einem hohen Schild mit dem Wappen der Stadt Prag vom Jahre 1477. In Füssen des Ritters kämpft ein Löwe mit einem Drachen.

Die Geschichte seiner Besitzer

Das Stück des Rosellus-Hauses, ungefähr 67 Zentimeter hoch, ist aus Marmor gearbeitet und zeigt eine warme braune Patina. Die Einzelheiten der figürlichen und ornamentalen Skulpturen sind nicht bis ins Letzte durchziselirt, sie bleiben mehr auf die großen Linien beschränkt, die bei einer Ansicht aus größerer Entfernung allein wirken können. Und so behält letzten Endes doch derjenige Recht, der sich diese Wiedergabe unwillkürlich in großen Maßstab übersetzte. Dieses zierliche Werk ist nämlich das Modell der mächtigen Brunsvic- oder Rolandsäule der Prager Karlsbrücke. Dort stand sie auf der Kleinfeste, der Kampinsel, bis sie im Dreißigjährigen Krieg von den Schweden zerstört wurde. Die originalen Reste werden im Städtischen Museum von Prag aufbewahrt, und das heute aufgestellte Werk wurde 1884 nach dem kleinen Modell gearbeitet. Dieses Modell weist in der Geschichte seiner Besitzer einen sehr vornehmen Stammbaum auf, der sich bis ins 16. Jahrhundert verfolgen läßt. Da wird es bereits im Inventar der berühmten Kunstkammer Rudolfs II. erwähnt. Es wanderte dann in die Sammlung der freiherrlichen Familie von Klebelsberg; lange Jahre besaß es später der Freiherr von Rauch, der alle Kaufgeschäfte, selbst die der Stadt Prag, ablehnte und es nur damals als Vorbild herließ. 1861 erschien es auf der Ausstellung „Böhmischer Altertümer“ in Prag, und 1928 kam es in das Rosellus-Haus nach Bremen.

Darstellung Heinrichs des Löwen?

Nach einer alten Sage soll die Ritterfigur Heinrich den Löwen darstellen, was sich

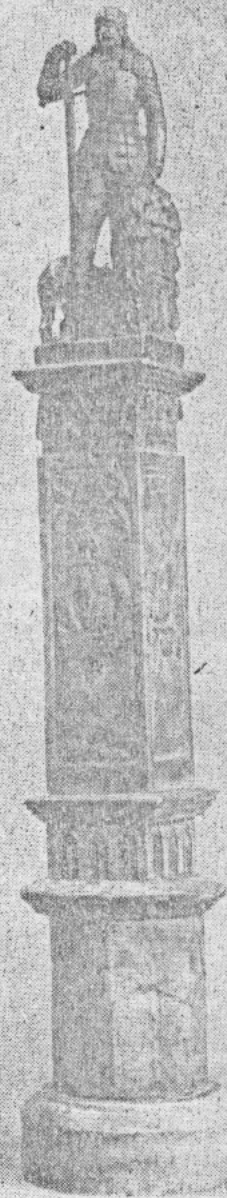


Bild: Verwaltung Büttcherstraße

Bremer Bauern in Not . . .

Eingabe an die Regierung in Stade aus dem Jahre 1655

Unter den im Stader Stadtarchiv verwahrten Landesprotokollen und Akten — die Stadt Stade war stets Mitglied der Landschaft — die bis 1597 hinaufreichen, befindet sich zum Jahre 1655 eine Eingabe der Einwohner des Kirchspiels Bremen im Lande Wursten, die allerdings nur in einer Abschrift den Akten beiliegt. Damals ist das Land Wursten für eine Kontribution neu eingeschätzt worden. Gegen diese neue Besteuerung wendet sich die Eingabe. Sie ist der Regierung in Stade zugegangen, die sie dem Landtag weiterleitete. Leider erfahren wir nicht, ob sich der Landtag wirklich der Bremer angenommen hat. Auch vergleichsweise herangezogene Akten des Landschaftlichen Archivs in Stade ergaben hierfür keinen Anhalt. Sicher aber hat kurz nach der Eingabe eine Einschätzungskommission das Land bereist, ohne, wie aus ähnlichen Vorgängen in anderen Landschaften zu schließen ist, die ernststen Bedenken der Eingaben zu berücksichtigen.

Das 17. Jahrhundert hindurch ist Wursten von vielen Fluten heimgesucht worden. Erinnerung sei nur an die Flut von 1634 und vor allem an die große Petriflut von 1651, die lange in schmerzlicher Erinnerung geblieben ist. (Zahrbuch der Männer vom Morgenstern 23, S. 1 f.). Die 1618 begonnenen großen Vorbereitungen für den umfassenden Deichneubau und das vollendete Werk ist ja nach 1619 bereits wieder ein Opfer der Fluten geworden. Die Bremer beziehen sich in ihrer Eingabe, die das Datum vom 10. September 1655 trägt, auf diese Fluten, sicher auf die letzte von 1651, wenn das Datum dieser Flut auch ausdrücklich nicht erwähnt ist. Im Schreiben selbst wird die große Not lebendig, die die Kriegszeit und die Belagerung durch die Fluten dem Kirchspiel, und da

ganzen Lande, gebracht hat. Nicht weniger als 110 Stück Vieh seien in der letzten Flut umgekommen, darunter viel „fremdes“ Vieh, das nur zur Weide dort sich befand. Der größte Teil der Einwohner habe, so berichteten die Bremer, in den letzten fünf Jahren keine Garbe mehr einbringen können. Das Land und die Kirchspiele zu einer neuen Kontribution, die nicht den alten Einschätzungssatz zugrunde lege, zu veranlassen, sei unmöglich. Niemand sei imstande, diese Lasten aufzubringen. Ob der Zweck der Eingabe erreicht worden ist, kann, wie gesagt, nicht klar festgestellt werden. Am besten würden Kontributionsrollen des Landes Aufschlüsse geben können, die im Staatsarchiv Hannover liegen.

Der Eingabe liegt eine Skizze bei. Sie nimmt eigentlich auf das Aktenstück selbst keinen Bezug. Es handelt sich um einen Situationsplan der neuen und alten Deiche des Landes. Daß dieser Plan allerdings kein genaues Bild der Deichanlagen gibt, sieht man auf den ersten Blick. Sicher sollte dieser Plan nur oberflächlich informieren. Schon Gustav von der Osten hat in seiner „Geschichte des Landes Wursten“ (2. Auflage von Wiebald 1932, S. 212 ff.) eine ausführliche, auf eine reiche Aktenkenntnis sich stützende Geschichte des Deichbaues gegeben. Die Eingabe unserer Akten sollte die Regierung veranlassen, für die Deichbauten, insbesondere in Hinblick auf Bremen, den Deichbau zu unterstützen.

So bildet das besprochene Aktenstück einen Beitrag zugleich zur Geschichte der Wurster Deichgeschichte. Sicher aber geben auch andere Landtagsakten mit ihren Eingaben manchen Hinweis. Sie sind insgesamt noch längst nicht für die Geschichte der engeren Heimat ausgeschöpft. Dr. Martin Granat (Stade),

mit dem Namen Brunsvic-Säule gut in Einklang bringen ließe; eine andere Uebersetzung dagegen von einem sagenhaften böhmischen König Brunsvic, auf den sich dieses Denkmal beziehen soll.

Die figürlichen Reliefs des Pfeilers sind noch nicht einwandfrei gedeutet, doch wird es sich um Symbole der Rechtspflege handeln. Oskar Schirer, in seinem 1930 erschienenen Buch über Prag, sieht in der Rolandsstatue das Sinnbild alter Stavelgerechtsame aus der Zeit Karls IV. Ihnen zufolge mußten, auf Betreiben der deutschen Kaufleute, die damals den gesamten Großhandel beherrschten, alle über Prag geführten Waren dort erst einige Tage zum Kauf angeboten werden, um günstige Einkaufsmöglichkeiten zu gewähren.

Die Entstehungszeit des Wertes wird ins frühe 16. Jahrhundert zu setzen sein, und den Künstler hat man wohl im norddeutschen oder flämischen Kreise zu suchen, wo Marmorarbeiten in dieser Zeit allgemein üblich waren. Die Anregung kam sicher aus Norddeutschland, der eigentlichen Heimat der Rolandsäulen, und es ist eine schöne Zügung, daß sich dieses kleine Modell schließlich in der Stadt gefunden hat, wo sein älterer Bruder seit Jahrhunderten als Wahrzeichen steht.

Ludwig Doeber

Wildgänse ziehen mit rauhem Schrei . . .

Mit Schneemänteln und Doppelflinten im Eiswatt an der Wesermündung

Sortung, Hornung und Lenzung sind die drei letzten Monate des Jagdjahres. Abgesehen von dem Hegeabschuß gilt für diese Zeit im allgemeinen die Parole: „Sahn in Ruh!“ Wenn aber der Wettergott es noch einmal gut meint mit den Niederwildjägern an der Küste, legt er den Wind im Osten fest, so daß dieser grobe Winterknecht tages- und wochenlang von der Geest herab durch die lahle Marsch über den hohen Seedeich hinweg ins weite Watt hineinbläst und alles, was er eindringlich anhaucht, erstarrt läßt. Dann sperren wir den Jagdhund in die warme Bleischeine, suchen aus den Trüben die weißen Schneemäntel und Wollmützen hervor, holen die langen Eispriden vom Boden und überprüfen die weittragenden Doppel- oder Browningflinten und den Bestand an grobem Schrot; denn durch den wiedererkehrenden Frost haben die Wildgänse ihren Rückflug unterbrochen und halten sich in zahlreichen Flügen in der Niederung auf.

Die Gänse sind da!

So war es auch vor einigen Jahren im März. Eine neue Frostperiode unterbrach die Rückwanderung der nordischen Wasservögel. Seit mehreren Tagen sichteteten und hörten wir wieder Wildgänse. An jedem Morgen zogen größere und kleinere Flüge vom Wasser herüber nach Osten, um in der tiefen, vom gestörten Marschfeldmark Aesungsäcker und Weiden anzusteuern. Abends lehrten sie zurück, überflogen den Deich in westlicher Richtung und suchten ihre Schlafplätze auf ebenem Eis im Watt wieder auf. Wohl hätten wir sie tagsüber im Feld beim Aesung oder Aesung beschleichen können in halbganz- oder gar mehrstündiger Bittschfahrt auf dem niedrigen Gänseflüchten die zugefrorenen Marschgräben entlang — wenn, ja wenn die Eisbede nicht so verschneit gewesen wäre. So bestätigte sich also wieder einmal für die Gänsejagd in der Feldmark die alte Weisheit: „Sind Gänse da, ist kein Eis da — ist Eis da, sind keine Gänse da — sind aber Eis und Gänse da, macht der Schnee Schwierigkeiten.“ So galt es also, unser Wild, dessen Wachsamkeit und Wissen um die Schliche der Menschen und Jäger bekannt ist, im abendlichen Eiswatt zu erlegen.

Am späten Vormittag stiegen zwei junge Jäger im Schneemantel über den hohen Deich: Flinte und Feldstecher umgehängt, Eispride in der Rechten und Kompaß — wegen Nebelgefahr — in der Tasche. Auf der Deichkappe drehten sie sich noch einmal um und suchten mit dem Glas das Feld ab; hier und dort sichteteten sie auch einzelne Trupps von Wildgänsen, die am Tagesplatz ihre Arbeit schon wieder aufgenommen hatten. Nun stapften die zwei Männer über das Auferdeichsland ins Watt hinein. Durch weite Eisebenen, ausgedehnte Eisblockfelder, und fußtiefen Wasserbläuten, über Eisbollenhöfen



Aufnahmen: Verfasser
Heimkehr mit der Beute.

und Blockbarrikaden an den Brielkanten führte sie der beschwerliche, gefährliche und doch so wunderbare Weg; und die langen Eispriden leisteten dabei gute Dienste. Von erhöhten Punkten wurde jeweils mit dem Fernglas Ausschau gehalten. Nach langem anstrengenden Gehen, Klettern, Waten, Rutschen, Krabbeln fand sich auf einer ebenen Eisfläche im nahen Umkreis endlich eine Unmenge von Gänseelosung. Kurzer Kriegsrat: Tarnung, Entfernungsschätzen, Geländeaussnutzung, vermutliche Stärke des Gänsetrupps. Kurzer Entschluß: Vom 300 Meter entfernten Briel, wo von der Strömung Eis zusammengehoben war, rasch einige handliche Schollen herbeigeholt und sie an zwei verschiedenen Punkten unauffällig als Deckung für den abendlichen Anstich aufgestellt. Dann ging es nach Hause, bei hartem Wind aus Osten.

Auf abendlichem Anstich

Als gegen Abend die Dämmerung sich über Dorf, Deich und Watt senkte, waren mein Freund und ich wieder weit draußen im Eis; ein jeder lag auf einem Brett ausgestreckt hinter seiner Deckung, durch Schneemäntel und weiße Wollmütze dem arktischen Landschaftsbild angepaßt. Auf den linken Ellbogen gestützt, den Flintenlauf zwischen Brust und Unterarm gelagert, blickte und horchte ich unverwandt nach

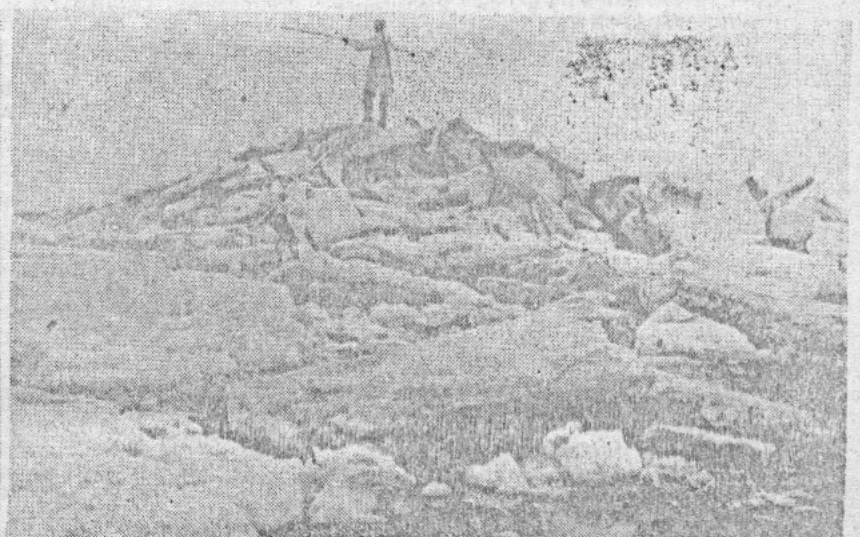
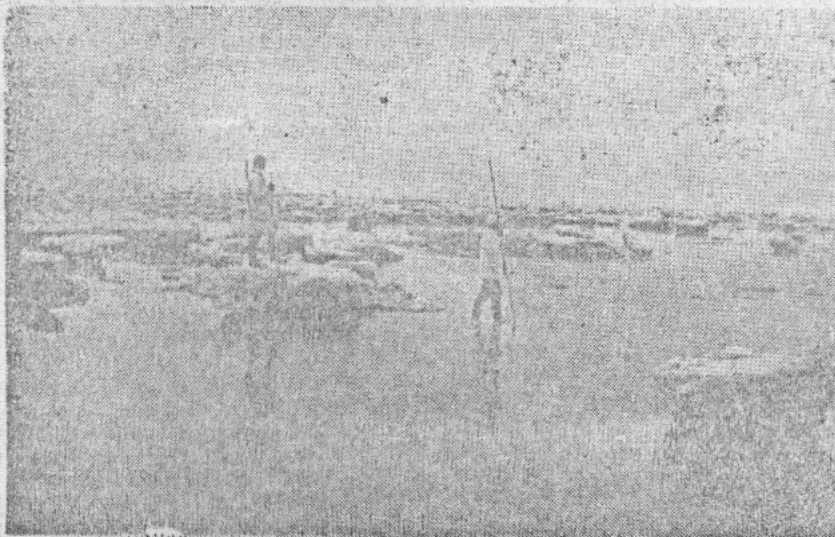
Osten zum Land hinüber, von dem sie kommen mußten. Einigemal meinten die Augen, in der Ferne Gänse heranzufiegen zu sehen; aber es waren verspätete Krähen weit über dem Dorfe, oder hungrige Bussarde, oder auch nichts als Einbildung. Dann wieder, wenn der Ostwind so eigenartig in der Gewehröffnung zu heulen und zu schreien begann, verursachte das Gehör blinden Alarm; ich glaubte Gänse zu hören. Aus solchen Täuschungen begann langsam eine allgemeine Enttäuschung zu wachsen. Es wurde kälter. Ein leichter Bodennebel bildete sich; die ragenden Umrisse entfernter Eisblöcke verschwammen und verschwanden. Hoch über mir leuchteten die ersten Sterne auf, funkelten frostklar und hart in von Ewigkeit her geliebter Ruhe und Geduld. Ich aber fing an, ungeduldig zu werden: Dämmerung, Nebel und Kälte kamen, nur die Gänse kamen nicht! Zwar hatte mein älterer Jagdgenosse mir gesagt, daß die Wildgänse meistens spät zu kommen pflegen, doch überlegte ich, ob dann das Licht zum Schießen noch reichen würde — da tauchte plötzlich vor mir eine Kette großer dunkler Schatten auf: zwölf Wildgänse. Ohne das übliche Lärmen waren sie im Nebeldunst niedrig herangeflogen. Langsam, und doch noch zu hastig und zu früh richtete ich mich auf; die großen Vögel schwenkten kurz vor mir im wilden, lauten Durcheinander ab. Einen holte ich noch herab — dann waren sie meinen Augen auch schon verschwunden. Lärm des Entsezens und Jörnens drang durch den Nebel. „Dohm, dohm!“ donnerte weiter links von mir mein Freund dazwischen. Elf Gänse hatten ihn angefliegen, er aber ließ nur neun weiterziehen.

Bald darauf ertönte von dort das „ffit!“ eines Nebelregenspeifers, ich antwortete mit dem langgezogenen Ruf des Brachvogels. Dann standen wir uns gegenüber und lachten uns an. Gewehr umgehängt, in der Rechten die Eispride, in der Linken die Graugänse, so traten wir schweigend den schwierigen Heimweg nach dem Land an. Unsere Gedanken kreisten um das Watt, wo wir im Sommer beim Baden, Wattleiten und Buttischen echte Sportfreuden, im Herbst bei Vogelfang und Sturmflut tiefe Natureindrücke und in starken Wintern Weidmannsfreuden bei der Gänsejagd erlebt hatten.

G. Harmes.

Daschendorf

In Celle amtierte ein Amtsrichter, der wegen seines schlagfertigen Humors bekannt war. Einmal hatte er einige Bauernburschen wegen einer Schlägerei zu vernehmen. Einer von ihnen suchte sich zu verteidigen und sagte: „Ne, slaan heff ik em nich, ik heff em blot mit mien Daschendook beten in't Gesicht wisch.“ — Worauf der Amtsrichter erwiderte: „Ja, du heff recht. Aber ik kenn juum Daschendook. Hi funwt mit de Hand.“



...enten, daß hier in... chkeit des winterlichen Watts.

Sonderaufgaben unserer Heimatmuseen

Unterredung mit Professor Dr. Jacob-Friesen, Hannover

Unser W.-R.-Mitarbeiter hatte anlässlich der Tagung des Museumsverbandes für Niedersachsen in Uelzen Gelegenheit, mit dem Leiter des Verbandes, Museumsdirektor Prof. Dr. Jacob-Friesen, über den derzeitigen Stand der Neugestaltung der niedersächsischen Heimatmuseen und ihre künftigen Aufgaben zu sprechen.

Professor Dr. Jacob-Friesen erklärte unserem Mitarbeiter u. a.: „Wir sind dabei, unsere Heimatmuseen sämtlich neuzugestalten und nach den heutigen Richtlinien auszubauen, nach denen die Museen Stätten der Volksbildung und gleichzeitig für die Schulen der näheren Umgebung — also meist des Kreises — ein Zentralinstitut für den vorgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen und heimatkundlichen Unterricht sein sollen. Aus diesem Grunde ist auch geplant, die Museen räumlich so auszugestalten, daß dort regelrechter Unterricht abgehalten werden kann. So wurde in Uelzen auch schon ein solcher Raum für Unterrichtszwecke eingebaut. Selbstverständlich sollen diese Räume nicht nur den Schulen zur Verfügung stehen, sondern auch der Hitler-Jugend, der M. und anderen Organisationen, die sich mit heimattlichen Dingen befassen, damit möglichst viele Volksgenossen und vor allem die Jugend an diese wichtigen Dinge herangebracht werden.“

Plastisches Lehrbuch der Heimat

Diese weitgehenden Pläne haben zur Voraussetzung, daß unsere Heimatmuseen so ausgebaut werden, daß sie gewissermaßen ein plastisches Lehrbuch der Heimat und ihrer Geschichte sind. Das Wesen der Heimatmuseen oder Kreis-museen bringt es mit sich, daß sie Aufgaben zu erfüllen haben, die von denen der großen Zentralmuseen verschieden sind, auch wenn beide in ihrem grundsätzlichen Aufbau ähnlich sein müssen. Viele Gebiete unserer Heimat haben neben ihren eigenen kulturgeschichtlichen Bodenfunden usw. Dinge der Wirtschaft und der Kultur herauszustellen, die ihnen eigentümlich sind. So ist z. B. das jetzt eröffnete Uelzener Heimatmuseum durch die Mitwirkung der Vereinigten Saatgutgenossenschaften zu einem einmaligen niedersächsischen Saatgutmuseum geworden. Diese Dinge sind dort so eingestellt, daß auch der einfache Volksgenosse sie begreift. Andere Beispiele hierfür: Gmünd hat im Rahmen seines Heimatmuseums ein Fischereimuseum erhalten, das heute schon unter dem Ausdrud „Fischereimuseum“ wahrhaft volkstümlich geworden ist. Das Heimatmuseum in Hannover-Münden im alten Welfenschloß wird zurzeit mit erheblichen Zuschüssen des Reichsministers für Kultur und Volksziehung ebenfalls umgebaut, und seine Sonderaufgabe wird sein, die Mündener Fahrenzen zur Schau zu stellen. Clausthal-Zellerfeld hat als Sonderaufgabe den Bergbau, Duderstadt wird in seinem Heimatmuseum den Eichsfelder Tabakbau zu behandeln haben. Für eine Reihe weiterer Heimatmuseen sind ähnliche Aufgaben vorgesehen, z. B. für Nienburg die Liebenauer Spinnweberei, für Verden die zu einem großen Teil schon ausgebaute museale Darstellung der hannoverschen Pferdezeit, für Leer in Ostfriesland die Flugschiffahrt, für Einbeck das heimische Brauereiwesen, für Beine die Eisenverarbeitung, für Melle die Leinenindustrie, für Lüneburg die Salzgewinnung, für Soltan die Schafzucht der Lüneburger Heide, für Sameln der heimische Erntedankbrauch usw. Fast überall gibt es solche heimattlichen Aufgaben, die den betreffenden Heimatmuseen eine besondere Note geben können.“

Neben Dauerschau ein Depot

Auf die Frage unseres Mitarbeiters, ob nicht durch die stetig sich mehrenden Bodenfunde und die immer weiter um sich greifenden Aufgaben der Heimatforschung sogar die neugestalteten Heimatmuseen bald wieder zu klein würden, erklärte Professor Dr. Jacob-Friesen: „Das darf nicht eintreten. Ein Heimatmuseum ist in seinem Schaustand nicht ewig gleichbleibend, sondern wandelbar. Was uns heute wichtig erscheint,

kann morgen wieder durch Wichtigeres verdrängt werden. Dann muß sich auch der Museumsleiter einmal von ihm liebgeordneten Schaustücken trennen und andere eingliedern. Das heißt nun aber nicht, daß diese ausgesonderten Stücke verlorengehen sollen. Unsere Museen müssen neben der Dauerschau ein Depot haben, in das alle Stücke kommen, die zurzeit nicht ausgestellt werden. Selbstverständlich müssen alle Stücke des Museums, auch die kleinsten, inventarisiert werden. Die Depotstücke dienen dann dazu, von Zeit zu Zeit Sonderausstellungen zu veranstalten, die unter einem bestimmten Zeitgedanken stehen, wie z. B. heimische Kunst, Kunsthandwerk, Handwerksbräuche, bäuerliches Brauchtum, Entwicklung der Urnenformen usw. Damit wird erreicht, daß die Kreisbewohner ihr Museum nicht nur einmal, sondern immer wieder besuchen, bis ihnen die Dinge der Heimat wirklich zum geistigen Eigentum geworden sind.“

Die Heimatmuseen haben ferner die Aufgabe, ein umfassendes Bild alles dessen zu geben, was man aus der Heimat wissen muß. Man kann deshalb keine Spezialmuseen einrichten, sondern die geschichtlichen, kulturellen, den Naturschutz betreffenden, die volkstümlichen, überhaupt alle für eine museale Darstellung ge-

eignete Dinge der engeren Heimat gehören zusammen, denn erst aus diesem Zusammenhang ergibt sich das volle Bild der Heimat und ihrer Geschichte. Nicht geeignet für Heimatmuseen sind allerdings biologische, zoologische und pflanzenkundliche Darstellungen in größerem Ausmaß. Nach unseren heutigen Begriffen vom Aufbau eines Heimatmuseums müßten diese ja auch lebenswahr dargestellt werden, also Mensch und Tier und Pflanze in ihrem Lebenskreise. Dazu hat aber, abgesehen von der Kostenfrage, das Heimatmuseum keinen Raum.

Noch eine andere wichtige Frage wurde bei dieser Unterhaltung angeschnitten, die vor allem unsere großen Industrien interessieren dürfte. Es gehört unbedingt mit zur Berufsbildung, wenn der deutsche Arbeiter sich auch über die Entwicklung des Industriezweiges, dem er durch seine Arbeit dient, unterrichten kann. Es wäre durchaus denkbar, wenn an Industrieplätzen typische Industriezweige und ihre Entwicklung in einem Museum der Arbeit anschaulich gemacht werden könnten. Man denke an die Gummiindustrie, die Asphaltindustrie, Holz- und Metallbearbeitung, Weberei und Spinnerei usw. Der deutsche Arbeiter würde sicher dankbar dafür sein.

Der König und die Aebtissin

Der alte König Ernst August von Hannover hatte sich einmal veranlaßt gesehen, der Tochter eines verdienten Offiziers einen Klosterplatz in einem der hannoverschen Klöster zu geben. Die Aebtissin war mit dieser Wahl aber nicht zufrieden, da verschiedene Gerüchte im Umlauf waren, die in ihr die Ueberzeugung gefestigt hatten, daß die junge Dame nicht die geistige Richtung habe, die es wünschenswert machen könne, sie unter die Klosterdamen aufzunehmen. Sie schrieb deshalb einen protestierenden Brief an den König, konnte aber nicht auf Tatsachen, sondern nur auf Gerüchte hinweisen.

Ernst August fand es nun unrecht, den Ruf einer jungen Dame nur auf solche Gerüchte hin aufs Spiel zu setzen, und nahm sich vor, der Aebtissin deshalb gehörig eins auszuwaschen. Und das machte er denn auch in der bei ihm üblichen bittigen Weise. Er schrieb einen eigenhändigen Brief an die Aebtissin und schickte ihn spät abends durch Eilboten nach dem Kloster. Die Aebtissin war nicht wenig erschrocken, in so mittlernächtiger Stunde einen wichtigen Brief zu erhalten, versammelte dann aber, wie es erforderlich war, sämtliche Damen des Klosters, um in deren Gegenwart den königlichen Brief zu öffnen und bekanntzumachen.

In dem Briefe hatte der König zunächst der Aebtissin im allgemeinen die Gefahren und Nachteile geschildert, die daraus folgen können, wenn man Gerüchten und vagen Beschuldigungen, die am Ende gegen jeden vorgebracht werden könnten, sofort Glauben schenke, und schloß dann aber seine Strafpfeile mit der Bemerkung: „Was würden Sie, Frau Aebtissin, sagen, wenn man von Ihnen erzählte, daß Sie in früheren Jahren von Willingen entbunden worden seien? Ich würde immer nur die Hälfte glauben!“

Heimathefte des Morgensternvereins?

In einem Rundschreiben an die Mitglieder des Morgensternvereins teilt der Vorsitzende, Bauer Heinrich Eberhardt in Wosenbüttel, mit, daß der Heimatverein allgemeinverständlich und volkstümlich geschriebene Hefte neben dem Jahrbuch seinen Mitgliedern zugänglich machen

will. Er will damit die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, soweit sie nicht im Jahrbuch selbst niedergelegt werden, in volkstümlicher Weise darbieten. Durch die Beifügung von Rundschreiben mit den wichtigsten Mitteilungen und einem Versammlungskalender soll ein „familiäres Band“ unter allen Mitgliedern des Vereins und allen an der Förderung der Heimatbewegung beteiligten Kreisen hergestellt werden. Es besteht der Plan, diese Hefte in regelmäßigen Abständen den Mitgliedern zu überreichen.

Gegenstück zur Pipinsburg

Ausgrabung der Stellerburg in Dithmarschen

Einzigartige Ergebnisse hat die von Dr. Hasehoff vom Museum in Kiel geleitete Ausgrabung der Stellerburg bei Heide in Norddithmarschen erbracht. Die Stellerburg ähnelt der Pipinsburg und ist im 8. bis 10. Jahrhundert nach der Zeitrechnung bewohnt gewesen. Ihre taktische Aufgabe war offenbar, den einem schmalen alten Strandwall folgenden Hauptweg durch Norddithmarschen dort zu beherrschen, wo er nördlich von Heide die Geest erreicht. Hier ist es gelungen, das alte Nordtor der Burg in ganz ausgezeichnete Erhaltung freizulegen, wobei die in festem Holz erhaltenen Bauglieder das Bild, das seit Jahrzehnten bei vielen Ausgrabungen, so auch der der Pipinsburg, nur aus Erdverfärbungen erschlossen werden konnte, ergänzen und bestätigen oder berichtigen. Erhalten ist der in guter Zimmermannsarbeit mit Bohlen belegte Torweg, der nach Zerstörungen mehrfach wieder instand gesetzt worden ist; ferner die Fundamente der Absteifung der Torwangen bildenden Wallenden. Auch diese Absteifung zeigt Ausbesserungen und Erneuerungen, und die erhaltenen Balken und Bretter geben über interessante Einzelheiten der Konstruktion Aufschluß.

Das Profil des mächtigen Wall'es zeigt ebenfalls mehrere Bauperioden, bei denen immer neue Fronten und Wälle mit Holzverstärkung den alten zusammengebrochenen und abgerufenen Wallfronten vorgefügt wurden.

Dr. A.